

Von M. Oberberg.

Vor ungefähr sechzig Jahren tauchten in Frankreich bald hier bald dort sogenannte Brabos auf, Männer von nichtswürdigem Charakter, die sich eine ungeheure Gewandtheit im Gebrauch der Waffen angeeignet hatten und darauf ausgingen, mit Herren aus der feinen Gesellschaft in Händel zu gerathen, um diese dann talblütig im Duell zu erschließen. Der schrecklichste und gefürchtetste Brabo, ein gewisser Jules de Magny, der bereits in jeder größeren Stadt Frankreichs Angst und Entsetzen verbreitet hatte und zuletzt seinen Aufenthalt in Lyon nahm, war ein großer, magerer Mensch mit bläulichem Gesicht, schwarzem Haar und noch schwarzeren Augen, in denen es oft teuflisch aufblitzte, während ein eigentümlich eifriges Lächeln seine finsternen Züge überzog.

Monsieur de Magny begann in Lyon mit einem Duell, über welches die Bevölkerung eher erfreut als ungelassen war. Es ereignete sich dort bereits ein unangenehmer Kaufhieb und Ruhestörer, der den guten Leuten in Lyon viel zu schaffen machte. Bald nach seiner Ankunft gerieth de Magny mit diesem zweifelhaften Helden zusammen und innerhalb vierundzwanzig Stunden lag Herr Ferreux mit einer Angel im Herzen auf dem grünen Moossteppich eines kleinen Gehölzes.

Man beglückwünschte sich allgemein und pries die Kühnheit des Fremden; doch bald hielt es sich heraus, daß die Stadt für einen unbedeutenden Lärmmacher einen gefährlichen Brabo, einen wahren Teufel in Menschengefalt eingetauscht hatte. Furcht und Grauen verbreitete sich überall, wo de Magny erschien, und man suchte ihn, wo es nur irgend anging, zu meiden.

Ernest Soleau, ein junger Arzt in Lyon, der erst vor Kurzem ein bildschönes, junges Mädchen geheiratet hatte, war gerade von seiner Hochzeitsreise aus Italien zurückgekehrt, als man ihn in die Wohnung eines Freundes, des Rechtsanwalts Bertou holte. Dieser hatte am Tage vorher das Unglück gehabt, de Magny zu beleidigen; er war von dem Unerfährlichen gefordert und vor einer halben Stunde im Duell getödtet worden. Soleau konnte nur noch den Tod konstatiren. In einer Zeit von wenigen Wochen war Bertou das siebente Opfer des Unholdes.

Am Sonntage nach diesem Vorkommniß, das den jungen Arzt tief ergriffen und furchtbar gegen den grausamen de Magny aufgebracht hatte, sah Ernest Soleau mit seiner Gattin, deren Schönheit überall Aufsehen erregte, in einem öffentlichen Garten. Der Zufall wollte es, daß de Magny ganz dicht an dem jungen Paar vorüberging, und als Soleau den Verhafteten erblickte, konnte er sich nicht enthalten, ihm seinen Abscheu und seine tiefe Verachtung zu zeigen. Jenes eifrige dämonische Lächeln, welches Tod bedeutete, erschien auf den bleichen Zügen des unheimlichen Mannes. Er ging ein paar Schritte weiter, trat dann plötzlich um und den Gatten vollkommen übersehend, setzte er sich nach einer tiefen Verbeugung neben Madame Soleau.

„Sie erlauben, meine Gnädige, begann er mit vollendeter Höflichkeit; ich bin ein aufrichtiger Bewunderer der Schönheit und Sie gestatten mir wohl, daß ich Ihnen meine Huldigung zu Füßen lege.“

Erstelle, die nie etwas von dem Brabo gehört hatte, glaubte einen Betrunknen oder Wahnsinnigen vor sich zu haben und blickte angstvoll auf ihren Gatten.

Soleau's Gesicht wurde todtensblau, aber er suchte mit aller Kraft sich zu beherrschen, denn er wußte wohl, daß de Magny nur einen Grund, um ihn fordern zu können, herbeizuführen wollte.

„Monsieur“, sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „Sie sprechen zu meiner Frau und Sie werden beleidigend. Bitte, verlassen Sie uns.“

De Magny that, als hörte er nicht. „Madame scheint nicht Lust zur Unterhaltung zu haben; dürfte ich vielleicht meinen Arm zu einem kleinen Rundgange durch den Garten anbieten?“

Er stand auf und machte eine Verbeugung bis zur Erde.

„Geben Sie! D bitte, geben Sie!“ rief Erstelle, von Angst ergriffen.

De Magny zeigte nicht die geringste Erregung. Er befreite sich mit äußerster Kaltblütigkeit von dem wüthenden Soleau, zog ein parfümirtes seidenes Tuch aus der Tasche und entfernte damit das Blut von seinem zerfleischten Gesicht. Dann maß er den am ganzen Körper bebenden jungen Arzt mit einem einzigen löblich lächelnden Blick und verlangte — Genugthuung. Jeder der Umstehenden wußte, was das zu bedeuten hatte: ein Duell mit dem fürchterlichen de Magny konnte nur einen Ausgang haben.

Das Rencontre fand am andern Morgen statt. Mit der Wollust eines Teufels spielte de Magny mit seinem unglücklichen Opfer, brachte ihm für jeden Faustschlag, den er empfangen hatte, eine unbedeutende Wunde bei und endete mit einem wohlzielten Schuß in die Seite seines Gegners, dessen unsichere Hand kaum fähig war, die Pistole zu halten. Es war ein Duell zwischen Wolf und Lamm und nach kaum zehn Minuten war Estelle Wittwe.

Der Schmerz des jungen Weibes kannte keine Grenzen. In ihren Augen war ihr Gatte der schönste, edelste Mann auf Gottes Erdboden gewesen und daß er ihr auf so grausame Weise geraubt wurde, — durch die Hand eines gemeinen Schurken geradezu gemordet werden mußte, — brachte sie fast dem Wahnsinn nahe. In wilder Verzweiflung warf sie sich über den geliebten Todten und schwor bei Gott und allen Heiligen, daß sie diese entsetzliche That an dem Ungeheuer rächen würde.

Dann verfiel sie in ein heftiges Fieber und schwelte lange Zeit in großer Gefahr. Als sie besser wurde und langsam ihre Kräfte zurückgewann, erschien sie still und in sich geteubt und Jeder glaubte, sie hätte ihren schrecklichen Schwur vergessen. Bald nach ihrer Genesung verließ sie Lyon, um sich in einem Badeorte vollkommen zu erholen, wie sie ihre Bekannten sagte.

Sieben Monate waren seitdem vergangen, als eines Abends im Palais-Café zu Lyon ein fein gekleideter, bildhübscher junger Mann erschien. Nach dem Klang seiner Stimme mußte er noch ein halber Knabe sein. Er bewegte sich sehr laut und auffällig; trotzdem aber machte er den Eindruck eines Aristokraten und bildete sofort den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

Man sprach gerade mit Entrüstung von der letzten skandalösen Affäre de Magny's und es war, als hörte der Jüngling mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Aeußerungen der Empörung von allen Seiten; da trat der, von dem man sich so lebhaft unterhielt, über die Schwelle und wie auf Kommando verstummte die ganze Gesellschaft, um dann in gedäbtestem Tone von anderen Sachen zu sprechen und hin und wieder vertholene, furchtsame Blicke nach dem Tisch zu senden, an dem de Magny mit drei seiner intimsten Kumpane sich niedergelassen hatte. Der jugendliche Fremde starrte jedoch, ohne sich im Geringsten zu geniren, in wahrhaft unverfälschter Weise den großen finstern Mann wie ein öffentlich zur Schau gestelltes Wunder an. Natürlich blieb dies nicht unbemerkt und man taufte bereits beforgte Blicke aus. Sicher wußte der unvorsichtige junge Mensch nicht, wer und was de Magny war und man suchte ihn auf unauffällige Weise zu warnen, doch vergebens. Der Unbekannte schien es förmlich darauf abzugeben, den überall Gefürchteten zu reizgen und herauszufordern, denn er stand jetzt auf, zahlte und machte direkt einen Umweg, um an dem Tisch, an dem die Biere saßen, vorbeizukommen. Dort stolperte er oder gab vor zu stolpern — Niemand zweifelte, daß es absichtlich geschah — und stieß dabei so heftig an de Magny's Arm, daß sich der Inhalt des Glases Wein, welches dieser an die Lippen führen wollte, über das schneeige Vorhemd und die seidene Weste ergoß.

Wie von der Tarantel gestochen, sprang de Magny auf.

„Herr, Sie werden sofort für Ihre Ungeschicklichkeit oder Frechheit Abbitte leisten!“ schrie er den Jüngling an, der mit hochmüthigem, ironischem Lächeln vor ihm stehen geblieben war.

„Monsieur, für einen Zufall leiste ich keine Abbitte,“ erwiderte der Unbekannte, indem er stolz den Kopf zurückwarf.

Im Café herrschte momentan Todtenstille. Es lag klar auf der Hand, daß der Fremde keine Ahnung von de Magny's schrecklichem Rufe hatte.

„Herr, Sie werden jetzt augenblicklich Ihre Entschuldigungen vorbringen oder —“

„Herr, Sie haben mir gar nichts zu sagen. Niemand leiste ich Abbitte, Ihnen am allerwenigsten!“

„Nun, dann nehmen Sie das!“ Mit diesen Worten ergriff de Magny, den seine Freunde nie so aufgebracht gesehen hatten, ein neben ihm stehendes Glas und schleuderte dessen Inhalt in das stolze Gesicht des jungen Mannes.

Dieser trodnete es ruhig mit dem Taschentuche, indem er sagte: „Monsieur hat mich absichtlich beleidigt; ich verlange Genugthuung.“

Magny mit seinem teuflischen Lächeln. Er war wieder ganz der Alte. „Ich werde Dich tödten, Du Grünschnabel!“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, Du Ungeheuer!“ meinte der Andere ruhig, und sich umwendend, fragte er mit klarer Stimme: „Sind einige der Herren vielleicht bereit, einem Fremden, der keine Freunde zur Hand hat, als Sekundanten zu dienen?“

Einige Augenblicke blieb alles still; dann traten zwei Herren vor: ein Rechtsanwalt und ein junger Kaufmann, die dem Unbekannten ihren Beistand zusicherten.

„Besten Dank, meine Herren. Aber wollen wir nicht lieber in einem anderen Lokal das Nothwendige besprechen?“

Der Notar versuchte sein Möglichstes, den jungen Mann zur Flucht zu überreden. „Seien Sie versichert, er wird Sie tödten,“ sprach er besorgt und erzählte dann von de Magny's Schandthaten.

Der Fremde hörte lächelnd zu. „Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte er freundlich, „aber ich kenne den Fürchterlichen besser als Sie selbst. Ich bin nur hergekommen, um mit ihm zusammenzutreffen und morgen um diese Zeit, so Gott will, werden Sie das Ungeheuer los sein. Auf Wiedersehen!“

Die beiden Herren sahen ein, daß hier kein Abzichen helfen würde und mit schwerem Herzen gingen sie an die Erfüllung der übernommenen Pflicht. Bald war Alles geordnet.

Um Mitternacht versammelten sich die Betheiligten im entlegensten Theile des großen Gartens, der zum Palais-Café gehörte. Die Sekundanten wütheten um den ersten Schuß.

„Sie haben das Recht, zuerst zu schießen, Monsieur Jeconne,“ sagte der Notar.

Ein Lächeln der Befriedigung glitt über die feinen Züge des jungen Mannes.

Alle blickten auf de Magny, der diesmal gar nicht seine gewohnte Kaltblütigkeit zur Schau trug. Sein Gesicht sah in dem fahlen Mondlicht geisterhaft aus und in den schwarzen Augen glühte und funkelte es unheimlich.

Die beiden Duellanten standen auf zehn Schritt Entfernung einander gegenüber und hatten bereits den Arm mit der Pistole erhoben. Da wandte sich plötzlich der Unbekannte zu dem Notar und ersuchte ihn, seine Waffe vorerst abzuschließen und frisch zu laden. Die Sekundanten de Magny's widersetzten sich, doch der Fremde besah sich erst recht darauf und man kam endlich überein, beide Waffen abzulegen und neu zu laden. Selbstverständlich gab die Pistole des Fremden kein Feuer und man mußte erst eine andere Patrone hineinbringen, ehe man sie abschließen konnte. Dieser Zwischenfall schien den Brabo noch mehr zu benehmen; es gelang ihm nicht, seiner Aufregung Herr zu werden. Als dann beide Waffen neu geladen waren, nahmen die Duellanten ihre Plätze ein.

„Fertig!“ rief der Rechtsanwalt. Der Unbekannte erhob langsam die Pistole und zielte auf de Magny's Brust. Er hielt die Waffe so während einer viertel Minute; sein Arm, sein ganzer Körper war fest und unbewegt wie aus Erz gegossen. Dann ließ er die Hand langsam zu seinem Gegner:

„Mein Herr, Sie werden bald vor Gottes Richterstuhl stehen. Ich fühle mich dazu berufen, Ihren schauderhaften Verbrechen ein Ziel zu setzen. Hauptächlich aber räche ich in diesem Augenblicke den von Ihnen begangenen Mord an Dr. Soleau.“

Damit erhob der seltsame junge Mann schnell die Pistole, zielte diesmal auf die Stirn de Magny's und feuerte. Doch fast im selben Moment hatte auch der vollkommen außer Fassung gerathene Brabo ganz gegen die Abmachung seine Waffe abgeschossen; der Schuß drang in den Arm des Fremden und zerstückelte den Knochen.

„Das war infam!“ rief der Rechtsanwalt den Sekundanten de Magny's zu.

„Still, was thut es? Er ist gerichtet!“ sagte der Unbekannte mit feierlichem Ton, indem er auf die langgestreckte Gestalt am Boden wies. Der Schuß war genau zwischen den Augen ins Gehirn gedrungen.

Als der Arzt dann die Wunde am Arm des halb ohnmächtigen jungen Mannes untersuchte, flüsterte dieser mit kaum hörbarer Stimme: „Dr. Veres, erkennen Sie mich nicht?“

Dr. Veres war derselbe Arzt, der die Wittwe Soleau's in ihrer schweren Krankheit nach dem Tode des Gatten behandelt hatte und dessen Sorgfalt sie allein ihr Leben dankte. Er blickte scharf in das Gesicht des Verwundeten und mit einem Ausruf halb der Freude, halb des Entsetzens prallte er zurück.

„Es ist nicht möglich!“ rief er zweifelnd.

„Ja es ist möglich,“ flüsterte der Unbekannte. „Ich bin Estelle, Ernest Soleau's unglückliche Wittwe. Ich habe meinen Schwur gehalten — aber Ernest kehret deshalb nicht zurück —“

„Alte Liebe.“

Humoreske von Helmuth H. Hermann.

Das Herz klopfte ihm doch ein wenig schneller, als der Diener ihm das schmale, lavenderduftende Briefchen überreichte, das die Entscheidung über sein Schicksal barg. Aber er suchte seinem runden, gutmüthigen Antlitz, dessen stattlich ausgeprägter Wangen die Farbe blühendster Gesundheit zeigte, eine möglichst gleichgültige Miene zu geben, und nachlässig sagte er: „Es ist gut, Jean. — Eine mündliche Bestellung hat Dir Frau Mayrodt wohl nicht aufgetragen?“

„Eine schöne Empfehlung an den Herrn Rath — und ich möchte dem Herrn Rath das geben. Sonst nichts.“

Die mürrische Miene des alten Dieners und seine verdrossene Antwort tränkten Herrn Gustav Dollinger ungemein, aber da die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß er etwaige Vorhaltungen nur mit allerlei häuslichen Unbequemlichkeiten würde bezahlen müssen, begnügte er sich mit einem unwilligen Blick und zog sich in sein Arbeitskabinett zurück. Umständlich setzte er sich vor dem Schreibtisch zurecht, und erst, nachdem er seine Weste aufgenüppelt und den Halskragen abgedungen hatte, griff er zögernd nach dem Brieföffner.

Nur wenige Zeilen waren es, die Julie ihm geschrieben hatte — aber beim Lesen breitete sich ein Abglanz stiller Verklärung über Gustav Dollingers Züge, und in seinen Augen war ein feuchter Glanz wie von aufsteigenden Tränen tiefer Rührung. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Auch sie liebte ihn noch nach diesen langen zwanzig Jahren, wie er sie liebte — auch sie hatte die glückseligen Jugendtage nicht vergessen, da sie Hand in Hand durch alle Himmel der Liebe geschritten waren. Und die zwanzig Jahre ihrer Trennung lagen hinter ihnen wie ein schwerer Traum. Freilich — es hatte sich aus diesem Traum allerhand recht Greifbares hinübergerettet in die jetzige schöne Wirklichkeit. Aus der Ehe, die Julie unter dem Zwange elterlichen Befehls hatte eingehen müssen, brachte sie ein Töchterchen mit — ein allerliebstes Mädel von achtzehn Jahren, gerade so elfenhaft schön, so blond und so blauäugig, wie es Julie vor zwanzig Jahren gewesen war. Und aus dem langen Junggesellenleben brachte der Herr Rath Dollinger eben das mit, was ihn vorhin genöthigt hatte, seine Weste aufzuknöpfen — das, was höfliche Leute eine stattliche Figur und minder höfliche einen Bauch nannten.

Aber das eine bedeutete ihrer Vereinigung so wenig ein Hinderniß wie das andere. Der seltsame Mayrodt rührte schon seit zehn Jahren unter dem Hügel, und Fräulein Lizze hatte es dem Herrn Rath sehr deutlich zu verstehen gegeben, wie sehr sie sich nach einem Papa sehne — einem kleinen Papa, für den sie sorgen und den sie so recht von Herzen lieben könne. Frau Julie hatte hinzugefügt, daß jede an der Liebe Lizze's jungem Herzen bisher fremd geblieben sei — und er hatte nur einen Blick auf das unschuldige Gesichtchen zu werfen brauchen, um es zu glauben.

Ein Glück würde ihm da zu Theil werden, wie er sich in seinen künftigen Träumen nicht mehr ausgemalt hatte. Und nichts sollte er dafür aufgeben als das einsame, freudlose Junggesellenleben. — Freilich — seine kleinen, bescheidenen Freuden und Annehmlichkeiten hatte wohl auch dies Leben gehabt. So zum Beispiel die tägliche Billardpartie im Kaffee, bei der so lustige Geschichten erzählt und so herzlich gelacht wurde. Oder die Stammtisch-Abende im „Goldenen Krug“. Oder — nun es gab noch das eine oder das andere, was Herrn Gustav Dollinger gefiel. Daß von alledem nach seiner Verheirathung nicht mehr die Rede sein könne, hatte Julie ihm schon zu verstehen gegeben. Aber was bedeutete es auch neben dem großen, gewaltigen Glück der Liebe, das ihm noch zu Theil werden sollte — und neben dem Glück, ein allerliebstes Töchterchen sein eigen zu nennen.

Heute hatte er bei ihr angefragt, ob er sie zu einer wichtigen Besprechung auffuchen dürfte, und sein Brief konnte sie nicht im Zweifel darüber gelassen haben, was diese wichtige Besprechung bezweckte. Ihre Antwort hatte in der Bitte bestanden, er möchte sich so bald als möglich einfinden — und es war noch allerlei zwischen den Zeilen zu lesen, was den Herrn Rath's so frühlich stimmte. Wenn es etwas gab, was einen Schatten auf seine Fröhlichkeit werfen konnte, so war es der augenscheinliche Unwille seines Dieners. Seit fünfzehn Jahren lebten sie nun zusammen, und niemals hatte ihr Verhältnis zu einander eine ernstliche Trübung erfahren. Daß er diese reine Harmonie seiner stillschweigenden Unterordnung unter Johann's Willen zu danken hatte, gefand sich Herr Gustav Dollinger natürlich nicht ein;

aber er gestand sich, daß er sehr wohl dabei gefahren war.

Niemand hätte besser für sein leibliches Wohl sorgen, niemand aufopfernder für ihn bemüht sein können als Johann, und angesichts dieser Thatfache bedeutete es doch wirklich nichts, daß man auf einige kleine Besonderheiten und Schrullen dieser Perle von einem Diener Rücksicht nehmen mußte, um gut mit ihm auszukommen.

Unter diesen Umständen war es gewiß begreiflich, daß der Herr Rath sich mit ihm auszuföhnen trachtete, ehe er seinen bedeutungsschweren Gang zu Frau Julie antrat. Er rief ihn herein und ließ sich von ihm beim Anlegen seines besten schwarzen Anzugs helfen. Und als er dann vor dem Spiegel stand, um sein Aeußeres einer letzten Musterung zu unterziehen, sagte er — ein wenig jaghaft, und mit einem fast ängstlichen Seitenblick auf das mit seinen ungezählten Furchen wie zertrümmert aussehende Gesicht des alten Dieners: „Jean — ich denke mich zu verheirathen.“

Johann zeigte keinerlei Ueberraschung. Er sagte nur mit eisiger Kälte und einer geradezu perfiden Festigkeit: „Sehr wohl, Herr Rath! — Unter solchen Umständen können mich der Herr Rath natürlich nicht mehr brauchen. Ich möchte also um meine Entlassung bitten.“

Gustav Dollinger wollte etwas Begütigendes stammeln — aber der Blick, mit dem ihn Johann ansah, brachte ihn zum Verstummen. Er mußte: wenn der Diener ihm einmal eine Willensäußerung kundgethan hatte, so hatte es dabei auch unbedingt sein Bewenden, und weder Ueberredungsversuche noch Befehle vermochten etwas auszurichten. Sein Frohsinn und sein Glückseligkeit aber waren stark gedämpft. Und fast bestümmert machte er sich auf den Weg.

Es war ein sehr weiter Weg, und die Sonne brannte unarmherzig auf seinen Nacken. Sehr bald gingen Herrn Gustav Dollingers Athembügel in ein heftiges Schnaufen über, und mehr als einmal zuckte seine Hand nach dem Hemdtrager und nach der viel zu eng gewordenen weißen Weste. Sein Gesicht war geröthet und auf seiner Stirn perlten große Schweißtropfen, als er endlich die niedliche, von einem großen Garten umgebene Villa erreicht hatte, in der Frau Julie wohnte. Als das Gartengitter hinter ihm zugefallen war, blieb er einen Augenblick aufatmend stehen und befah sich in einem kleinen Taschenspiegel. Nein — in diesem Zustand konnte er nicht als Freier vor Julie hintreten. Und er ertrug den Druck auf der Wagengedächte auch nicht länger. Seine spähenden Blicke entdeckten einen Gartenstuhl hinter einer dicht mit wildem Wein bewachsenen Laube, und dorthin lenkte er eiligst seine Schritte. Stöhnend ließ er sich auf den Stuhl nieder, wobei sein Anzug bedenklich in allen Nähten trakte, und mit eifertigen Fingern erweiterte er die Enge seiner Kleidung.

„Ah — das thut wohl!“ Der kühle Schatten nach der Hitze des Weges, und die Annehmlichkeit, sich nach Belieben dehnen und strecken zu können. Mit einem behaglichen kleinen Seufzer lehnte Herr Gustav Dollinger sich zurück. Ein Viertelstündchen konnte er immerhin hier ausrasten — so sehr eilte es ja nicht, sich mit den Rollen fesseln lassen zu lassen, die da drinnen im Haus für ihn bereit gelegt waren.

Aber es war selbst hier im kühlen Schatten noch recht warm und der Herr Rath hatte sich müde gelaufen. Immer schläfriger sank sein Haupt auf die Brust herab, und immer schwerer wurde es ihm, die Lider offener zu halten. Da hob er plötzlich erschrocken den Kopf und lauschte gespannt. Wahrhaftig — es war jemand hinter ihm in die Laube getreten. Wenn man ihn nur nicht hier

and — er wäre rettungslos blamirt gewesen. Und er verhielt sich regungslos, um der Entdeckung zu entgehen.

Eine Weile blieb es drinnen in der grün umspannenen Laube ganz still. Dann aber näherten sich abermals leichte Schritte — und ein schwacher Freudenruf aus weiblichem Munde wurde laut.

„Endlich, mein Lieb!“ hörte der Herr Rath eine tiefe männliche Stimme sagen. „Ich kann Dir nicht sagen, wie ich diesen Augenblick herbeigesehnt habe! — Aber Du hast mich lange warten lassen.“

Und dann wurden Gustav Dollingers Augen rund und seine Blicke klar, während seine Wangen eine eigenthümliche Färbung annahmen. Denn nur einem weiblichen Wesen konnte die süße helle Stimme angehören, die jetzt Antwort gab — unabweisbar war es Fräulein Lizze die sprach.

„Ach, Mama, daß ich jetzt auf wie ein Luchs!“ sagte sie. „Ich kann kaum ein paar Schritte thun, ohne daß sie hinter mir her ist. Früher schien sie gar nichts gegen Dich zu haben. Aber jetzt, wo sie in diese Heirath vertrannt ist, bist Du ihr wohl nicht mehr gut genug. Ich darf gar nicht mehr von Dir sprechen.“

„Und sagst Du das, Lieb — Du könntest mich wirklich aufgeben?“ „Denke doch so etwas nicht! Bin ich denn nicht gekommen — ihr zum Trost? — Aber ich könnte den ganzen Tag heulen. Und dabei muß ich diesem Ferkelloch noch ein freundliches Gesicht zeigen, wenn er kommt. Ja, ich habe ihm sogar sagen müssen, daß ich ihn gern zum Papa hätte — ha — ha — ha! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre.“

„Und will sie ihn denn wirklich heirathen? Ich kann es kaum glauben. Sie kann ihn doch unmöglich lieben.“ „Lieben!“ Unendliche Geringfügigkeit lag in dem Ton. „Nein — aber sie möchte gern Frau Rath werden. Papa war ja bloß ein Butterbändler — und das bringt sie zur Verzweiflung, daß sie sich nicht irgendwie tituliren lassen kann. Und er wird sie heirathen — sicher! Sie hat ihn ja so schön im Reg, den Siden Gimpel.“

„Und Du bleibst mir treu, mein Lieb — trotz allem? Du wirst fest zu mir halten?“ „Ammer, Karl! — Ewig — ewig bleibe ich Dein!“

Gustav Dollinger hörte ein Geräusch, wie es die innige Berührung zweier Lippenpaare hervorzubringen pflegt — und dieses Geräusch wiederholte sich schier unablässige Male. Der unfreiwillige Lauscher aber sah völlig in sich zusammengesunken — ein einziger, ansehnlicher Haufen Elend. Er sah auch noch da, als die Beiden sich nach einigen geklüsterten Abschiedsworten und heißen Schmeißen entfernten hatten. Dessenhin starrte er vor sich nieder auf den Rasen, und die Hände hatte er über dem Bückelchen gefaltet, das so wenig schmeichelhafte Bemerkungen über seinen unglücklichen Besizer heraufbeschworen hatte. Er verfiel eine seltsame Leere in der Magenregion. Und diese Leere der Magenregion. Und diese Leere der Magenregion. Und diese Leere der Magenregion.

Sehr still lehrte der Herr Rath Gustav Dollinger in seine Wohnung zurück. Sehr still entledigte er sich des beengenden schwarzen Anzuges, um in seine Alltagsjoppe zu schlüpfen. Dann aber stellte er sich gerade vor seinen Diener hin und sah ihn drohend an.

„Jean — ich muß Dir etwas sagen! Ich verheirathe mich nicht, Jean! — Ker! — Du lachst doch nicht etwa?“ „Wo werde ich denn!“ protestirte der alte Diener. „Ich freue mich man bloß, Herr Rath!“

Da ging ein stilles Lächeln über Gustav Dollingers Züge. Und er sagte aus der Tiefe seines Herzens: „Jean — ich freue mich auch.“

Enfant terrible.



„Wenn ich nur das hätte, Frau Meier, was in so 'nem Waarenhaus jährlich gestohlen wird!“ „Na, n Theil davon haste ja, Mutter.“